

Ulrich Webers Alltagsgeschichten. Teil 18, Das Leben ist schwer : eine Insel namens Spinalonga

Autor(en): **Weber, Ulrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **127 (2001)**

Heft 9

PDF erstellt am: **30.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-607941>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das Leben ist schwer

Eine Insel namens Spinalonga

Wir waren in den Ferien. In Kreta. Und amüsierten uns wieder einmal über Frau Metzgermeister Plaschke, deren einziges Anliegen in den Ferien es war, am Hotel-Pool so umfassend knusprig zu werden, dass ihre braunen Arme zuhause hinter dem Ladentisch noch mindestens zwei Wochen lang so lecker aussehen wie die Schweinskoteletts, die sie in fleischfarbenes Papier einpackt. Gemein, nicht wahr, wie wir uns über diese ganz und gar kulturlose Frau amüsieren; dabei betrachten wir es ja selbst als geradezu persönlichen Schicksalsschlag, wenn sich in unseren Ferien ab und zu ein kleines Wölklein zwischen uns und die Sonne schiebt, und wir ein bisschen frösteln müssen.

Oder wir schütteln den Kopf über die holländische Familie Van den Brunch, die extra-grosse Taschen in ihre Hosen eingenäht zu haben scheint, damit sie beim Frühstücksbüffet im Hotel gleich auch noch fürs Mittagessen abräumen kann. Dabei packen wir ab und zu ja auch ganz verstohlen einen knackigen Apfel ein – aber eben nur einen (und Äpfel sind ja so gesund und müsste man ohnehin von Staats wegen gratis abgeben).

Oder wir ärgern uns abends in der Taverne über ein Schweizer Ehepaar, das drei Viertel des Essens einfach stehen lässt, während Millionen Menschen auf dieser Welt hungern müssen. Oder wir erinnern uns, wie lange wir bei der Tankstelle überlegt hatten, ob überhaupt und wie viel Trinkgeld wir geben sollten; und dann, als wir uns für 300 Drachmen

entschieden hatten (ca. Fr. 1.50), vom Tankwart in überschwänglicher Freude ein halbes Dutzend Baumnüsse geschenkt erhielten.

Doch, es waren schöne Ferien, begleitet vom bereits üblichen schlechten Gewissen, das sich glücklicherweise jeweils schnell wieder legte. Bis zu diesem Tag, als wir von Agios Nicolaos nach Spinalonga fuhren: Eine Schifffahrt bei herrlichstem Wetter. Das Schiff war bumsvoll, und über Mikrofon wurden wir auf Griechisch, Deutsch und Englisch über die Sehenswürdigkeiten auf der Strecke orientiert. So das

Wir ärgern uns abends in der Taverne über ein Schweizer Ehepaar, das drei Viertel des Essens einfach stehen lässt, während Millionen Menschen auf dieser Welt hungern müssen.

Übliche, dachten wir, Jahreszahlen und viele unbedeutende Namen, und klinkten unsere Ohren gleich von Anfang an auf «Aus».

Aber es wurde nichts heruntergeleiert, im Gegenteil: Die Fremdenführer waren sehr massvoll. Das Schiff ankerte schliesslich vor der kleinen Insel Spinalonga, wir stiegen aus und erfuhren, dass hier früher einmal Venetianer eine Festung gebaut und später die Türken die Insel besetzt gehalten hätten. Dann sei die Insel zum Ghetto für Leprakranke erklärt worden. Die Aussätzigen von ganz Griechenland seien auf diese Insel verbannt und mit Gewalt aus ihren Familien herausgerissen wor-

den, Kinder, Erwachsene weg von ihren Eltern, Geschwistern, Frauen und Männern. Lange Zeit durfte niemand zu ihnen – man hielt Lepra für höchst ansteckend – und die Aussätzigen waren ganz allein mit ihrer Krankheit und ihren unbeschreiblichen Schmerzen, gleichsam lebenslänglich zum Tode verurteilt. Mit der Zeit begannen sich die Leprakranken zu organisieren, bebauten die Insel, wurden Handwerker und Bäcker; es kamen Ärzte, Juristen und Geistliche, und die griechische Regierung gestand den Inselbewohnern immer mehr Rechte zu. Langsam, langsam wurde das Leben auf der Insel menschenwürdiger, die Krankheit konnte immer besser bekämpft werden, die Menschen wurden in entsprechend eingerichtete Spitäler übergeführt, und die Lepra-Kolonie konnte schliesslich aufgehoben werden. Wann? – Im 16./17. Jahrhundert? Nein, 1957! Der Fremdenführer erzählte uns dies alles sehr eindrücklich und fügte bei, dass es auch heute noch einige Millionen Leprakranke auf der ganzen Welt gebe; dass es überhaupt nach wie vor Milliarden von Menschen auf diesem Erdenrund gebe, die auf irgendeine Weise von der Gesellschaft ausgestossen oder – wie auch immer – im Stiche gelassen worden seien. Einen kurzen Augenblick lang wurden wir Touristen sehr, sehr still. Das Leben ist tatsächlich schwer, für viele Menschen allerdings viel schwerer als für andere. Und es ist schlimm, dass es Ferien braucht, damit wir wieder einmal erfassen, was für andere Menschen getan werden könnte – und müsste.